

die verschiedenen Argumenten zu ihrem Recht verhilft und so Klärung verschafft. Da und dort entdeckt man in letzter Zeit ein menschlicheres — das heißt dem konkreten Menschen näheres — Klima. Es liegt mir fern, in Anspruch zu nehmen, das sei bereits der weibliche Einfluß in der Kirche. Doch ich möchte behaupten, daß Frauen sich in solchem Klima wohler fühlen.

Es gibt Stilarten des Zusammenseins, die weniger einer harten Diskussion oder einer heißen Debatte gleichen. Wenn man Argumente nebeneinander stehen läßt und respektiert, wenn man Erfahrungen austauscht und nicht gegeneinander ausspielt, wenn man langsam durchschaut, daß „Sachlichkeit“ oft nichts anderes ist, als die subtile Rationalisierung von Emotionen — dann muß man feststellen: Es ändert sich etwas. Das Beschriebene ist eine Form des Umgangs, die mir eher dem Leben und seiner Vielfalt gerecht zu werden scheint, die weniger ideologiefähig und damit eben „menschlicher“ ist.

#### Integration weiblicher und männlicher Eigenart

Es könnte der Eindruck entstanden sein, als wolle ich alle Untugenden kirchlichen So-Seins Männern in die Schuhe schieben. Tatsächlich verführt uns ja unsere Situation fast dazu, dies zu tun. Man stellt erstens fest: Vieles an kirchlichem Stil und theologischem Argumentieren mißfällt, erweckt Unbehagen, geht am Leben vorbei. Und dann stellt man zweitens fest: Faktisch wird die Kirche von Männern beherrscht. Der Schluß liegt also nahe. Wir Frauen haben es hier leichter! Denn eine einseitige „Weiberkultur“ haben wir alle weder gesellschaftlich noch kirchlich erlebt. Deswegen kennen wir auch die Sumpfbüden nicht, die daraus entstünden.

Wenn wir es doch schafften, eine vernünftige Integration beider Eigenarten zu Wege zu bringen! Ich glaube, dann erwiese sich, daß die Männer der Zukunft gar nicht so „erschrecklich“ martialisch, hart und ideologiefähig und die Frauen von morgen nicht so „unerträglich“ unsachlich, unlogisch und launisch wären.

#### Die Basis der Gemeinden aktivieren

Vielleicht aber müßten wir aus unserer Situation noch ein ganz anderes Fazit ziehen. Unsere Großversorgungs-Gemeinden sind nicht ohne weiteres geeignet, dem einzelnen Lebensraum zu bieten. Vielleicht sind Frauen hier sensibler und reagieren auf eine anonyme Atmosphäre allergischer. Liegt hier möglicherweise ein Grund für den „Auszug“ der Frauen aus der Kirche?

Ein „Blick über den Zaun“ könnte uns weiterhelfen. In Lateinamerika haben sich kirchliche Selbsthilfe-Gruppen in den Gemeinden gebildet, so charakterisiere ich gerne die sogenannten „Basisgemeinden“. Sie haben begriffen, daß der Versorgungsgemeinde nicht die Zukunft der Kirche gehört. Unsere ungegliederten Groß-Gemeinden müßten aufgebrochen werden durch lebendige Zellen, durch Gruppen von Männern und Frauen, die versuchen, gemeinsam als Christen zu leben, in dieser Welt, mit ihren Familien. Nicht als Anti-Gemeinde, sondern als Basis der Gemeinde. Ich glaube, in solch kleinen, lebendigen Gruppen fühlten sich auch die der Kirche davongelaufenen Frauen wieder wohler. In einem solch größeren Zusammenhang sehe ich die Lösung des „Frauenproblems“ in unserer Kirche.

#### Alfred Kirchmayr

#### Zur psychischen Situation von Theologiestudenten

Die Selbsteinschätzung österreichischer Laientheologen in einer tiefenpsychologischen Studie<sup>1</sup>

*Der folgende Beitrag informiert über die psychische Situation österreichischer Laientheologen Ende der 70er Jahre. Da ein größerer Teil der Laientheologen nach Vollendung ihres Studiums in den kirchlich-*

<sup>1</sup> Aus der 800 Seiten umfassenden Studie, die in gekürzter Form als Dissertation aus dem Fachbereich Psychologie an der Universität Wien (1981) approbiert wurde, werden im folgenden einige Ergebnisse vorgestellt.

pastoralen oder religionspädagogischen Dienst geht, ist die Frage der psychischen Gesundheit und Belastbarkeit nicht nur eine Frage der Laientheologen selbst, ihrer akademischen Lehrer und Mentoren, sondern auch der Pfarrer und Gemeinden, der Lehrerschaft, Schüler und Eltern sowie aller anderen, die während der Ausbildung oder später mit dieser neuen Generation kirchlicher Mitarbeiter zu tun haben. Dabei weist der Autor ausdrücklich auf die notwendige Behutsamkeit bei der Interpretation der Ergebnisse hin, da z. B. ein Abweichen von der statistischen „Norm“ sowohl Positives wie Nachteiliges bezeichnen kann. Von der Kirche ist vor allem größere Offenheit und die Förderung von Kreativität verlangt. red

### 1. Zur Zielsetzung und Durchführung der Untersuchung

Meine langjährige Tätigkeit als Assistent am Institut für Pastoraltheologie und Erfahrungen als psychologischer Berater weckten mein Interesse an dieser Fragestellung. Das Ziel der Untersuchung sehe ich vor allem darin, Einblick in die psychische Lage der Theologen zu gewinnen, um Anregungen und Hinweise für eine Veränderung der religiös-kirchlichen, aber auch der universitären Sozialisationsbedingungen zu bekommen und so einen kleinen Beitrag für den — auch innerkirchlich — immer wichtiger werdenden „psychischen Umwelt- und Gesundheitsschutz“<sup>2</sup> zu leisten.

Die empirische Untersuchung, die für österreichische Laientheologen repräsentativen Charakter hat<sup>3</sup>, wurde 1979 durchgeführt. Als Forschungsinstrument diente ein zum Teil in Anlehnung an die deutsche Laien-

<sup>2</sup> H. Lohmann, Krankheit oder Entfremdung? Psychische Probleme in der Überfließgesellschaft, Stuttgart 1978.

<sup>3</sup> Aus der Grundgesamtheit der im SS 1979 in Wien inskribierten „Laientheologen“ (ca. 1000) wurde nach dem Wahrscheinlichkeitsprinzip eine Stichprobe von 178 Studenten gezogen. Von „Laientheologen“ kann insofern gesprochen werden, als die Befragten nicht in Priesterseminaren oder Ordenshäusern wohnen, wobei 10% angaben, daß sie die Frage der Ordination noch nicht entschieden hätten. Die Untersuchung wurde schriftlich durchgeführt. Die Rücklaufquote betrug 67,4%, die auswertbare Stichprobe umfaßt 105 Studenten bzw. 59% der Auswahl-Stichprobe.

theologen-Untersuchung<sup>4</sup> ausgearbeiteter Fragebogen zur Erhebung wichtiger Faktoren der allgemeinen und kirchlichen Sozialisation, der Einstellung zum Theologiestudium und zur Kirche, der Berufsvorstellungen, Studienmotivation und Spiritualität<sup>5</sup>. Zur Erhebung der psychischen Struktur — Persönlichkeitscharakteristik und Problembereiche — konnten zwei psychologische Tests, nämlich das Freiburger Persönlichkeitsinventar (FPI) und der Gießen-Test (GT) zur Erhebung des Real- wie auch des Idealbildes der eigenen „Persönlichkeit“ durchgeführt werden.

Dabei erscheint mir wichtig, auf die Grenzen empirischer Forschungsergebnisse hinzuweisen. Die vorliegenden Testdaten und Fragebogendaten beruhen auf *Selbsteinschätzung*. Die Kategorien für die Selbsteinschätzung sind sprachliche Kategorien, die für keinen Menschen eindeutig gleich sind (z. B. „Kirchlichkeit“). So exakt die computermäßige Auswertung ist, so unexakt sind die eingegebenen „Daten“. Das entwertet die quantitative Forschung nicht, relativiert aber ihre Ergebnisse und fordert Vorsicht bei der Interpretation.

Noch ein Hinweis zum Umgang mit psychologischen Testergebnissen erscheint mir nötig. Wenn schon der Daumenabdruck jedes Menschen eine individuelle Eigenart aufweist, wie differenziert und unterschiedlich ist dann das „psychische Organ“ eines Menschen, d. h. die Art der inneren Erfahrungs- und Erlebnisverarbeitung. Dieser Vergleich fordert zu Bescheidenheit im Umgang mit Testergebnissen auf, die keineswegs immer so eindeutig sind, wie vielfach getan wird, und die weithin auf Durchschnittswerte bezogen sind (statistische Norm). Trotz dieser notwendigen Einschränkungen können empirische Untersuchungen wertvolle Einblicke geben, die für das bessere Verständnis bzw. für die Planung von Veränderungen sehr hilfreich sein können.

In gebotener Kürze soll die Stichprobe charakterisiert werden. Von den 105 befragten

<sup>4</sup> Berufsbild und Selbstverständnis von Laientheologen, Institut für kirchliche Sozialforschung des Bistums Essen (IKSE), Bericht Nr. 88, 1975.

<sup>5</sup> Dazu wird ein gesonderter Beitrag vorbereitet.

Theologiestudenten sind 56% Männer und 44% Frauen. Der Prozentsatz der „Nur-Theologen“ ist im Vergleich mit der deutschen Laientheologen-Untersuchung sehr hoch. 46% der Männer und 11% der Frauen studieren nur Theologie (in der Vergleichsstudie: 14% bzw. 4%). Von den Befragten zählen 22% zu den niedrigen Semestern (1.—4.-Sem.) und je 38% zu den mittleren (5.—8.) und hohen (9. und mehr) Semestern<sup>6</sup>.

Das Durchschnittsalter der Studierenden liegt bei ca 23,5 Jahren, die Mitgliedschaft bzw. Mitarbeit in der Katholischen Hochschulgemeinde, in Pfarren und kirchlichen Vereinen und Verbänden ist relativ stark und weist auf gutes soziales Eingebundensein in den kirchlichen Lebensbereich hin.

Insgesamt stellen sich die Studierenden der höheren Semester im Durchschnitt selbst-, gesellschafts- und kirchenkritischer dar als die niedrigen Semester. Diese Tendenz kann auf einen Liberalisierungseffekt durch das Studium zurückgeführt werden<sup>7</sup>, aber auch auf Einstellungsänderungen in der Jugend insgesamt (was nur durch eine Langzeitstudie exakt erhoben werden könnte).

In der Selbsteinschätzung bezeichnen sich 21% als sehr stark, 51% als stark und 26% als schwach kirchlich gebunden, was auf eine durchschnittlich hohe Identifikation mit der Kirche hinweist. 61% der Männer gaben an, daß sie früher einmal Priester werden wollten (ehemalige Priesteramtskandidaten), 18% haben diesbezüglich noch keine Entscheidung getroffen (potentielle PAK) und 21% geben an, daß sie niemals den Wunsch hatten, Priester zu werden (genuine Laientheologen). Insgesamt wird die Ordination vor allem wegen der Zölibatsbestimmung (64%), aber auch wegen des herrschenden Priesterbildes und wegen autoritärer kirchlicher Strukturen (je 34%) abgelehnt.

Als Hauptmotiv für das Theologiestudium wird das Interesse an existentiellen Fragen (74%) und die Überzeugung von bzw.

<sup>6</sup> Daß die Summe der Prozentwerte nur 98% ergibt, ist auf einen Rundungsfehler zurückzuführen.

<sup>7</sup> B. Cloetta, Einstellungsänderungen durch die Hochschule. Konservatismus — Machiavelismus — Demokratisierung. Eine empirische Untersuchung über angehende Lehrer, Stuttgart 1975.

das Engagement für die Botschaft Jesu (50%) angegeben. Im Unterschied zu den deutschen Laientheologen überwiegt das Interesse an einer späteren kirchlichen (einschließlich Religionsunterricht) statt einer außerkirchlichen Anstellung (46% bzw. 21% gegenüber 25% bzw. 39%).

## 2. Zum Verständnis von psychischer Gesundheit

Ohne auf die aktuelle Diskussion über die Begriffe psychische und soziale Gesundheit bzw. Krankheit einzugehen<sup>8</sup>, möchte ich doch einige zentrale Aspekte eines ganzheitlichen und tiefenpsychologischen Verständnisses darstellen.

Zweifellos ist Reife ebenso wie psychische Gesundheit ein von weltanschaulichen Optionen nicht zu trennendes, idealtypisches Konstrukt, dem kein Mensch ganz entsprechen wird. Und hohe Ideale sind ebenso wichtig, wie das Akzeptierenlernen von Fehlern, das Annehmen des eigenen Schattens. Außerdem gehören Trauerarbeit, das Durchmachen von Krisen, Enttäuschungen, Scheitern und Neubeginn notwendig zur menschlichen Wirklichkeit. Jedes statische, normative Verständnis von Gesundheit widerspricht der Lebensdynamik und ist Ausdruck von Entfremdung. Forschungen über den Zusammenhang zwischen psychischer Schädigung und Kreativität zeigen, daß schwere Neurotisierung keineswegs nur „neurotisch“, sondern auch kreativ bewältigt werden kann — wie z. B. die Lebensgeschichte vieler Künstler deutlich macht. Trotzdem ist festzuhalten, daß der psychischen Gesundheit große Bedeutung zukommt: Sie hat wesentlich mit Ich-Stärke zu tun. Je größer die Fähigkeit des Ich ist, inneren und äußeren Belastungen zum Trotz, einen stabilen, aber nicht starren Zustand aufrechtzuerhalten, desto gesünder ist es<sup>9</sup>.

Gesundheit wird vor allem als „agens-Zustand“ anstatt eines „patients-Zustandes“ zu verstehen sein, wie Erikson in seinem dy-

<sup>8</sup> Vgl. A. Langenmayr, Krankheit als psychosoziales Phänomen, Göttingen 1980.

<sup>9</sup> Vgl. K. Menninger, Das Leben als Balance. Seelische Gesundheit und Krankheit im Lebensprozeß, München 1974.

namischen Konzept von Wachstum und Krisen der gesunden Persönlichkeit darlegt: „Im patiens-Zustand“ ist der Mensch von inneren und äußeren Kräften besetzt, die ihn für sich einnehmen und gefangen halten ... Der „agens-Zustand“ dagegen ist geprägt von ungebrochener Initiative und von Handlungsweisen im Dienste der Aufgaben, auf deren Lösung diese Initiativen gerichtet sind“<sup>10</sup>.

Die zunehmende psychische Verelendung in unserer Wohlstandsgesellschaft beruht auf emotionaler Verkümmern und Neurotisierung. Deshalb ist „psychischer Umweltschutz“ notwendig. Damit rückt aber das „Innenleben“, die Art der persönlichen Erlebensverarbeitung, die Erwartungen dem Leben gegenüber, die Art des In-der-Welt-Seins überhaupt in den Vordergrund des Interesses. Und dabei interessiert vor allem der Zusammenhang dieser individuell-psychischen Dynamik mit den äußeren Lebensbedingungen, Einflüssen, Werthaltungen und Institutionen.

Marie Jahoda schuf ein bereits klassisches, wengleich globales Konzept von psychischer Gesundheit, das aus 6 Faktoren besteht, deren Ausprägung das Ausmaß von Gesundheit bzw. Krankheit indizieren<sup>11</sup>. Demnach wäre psychische Gesundheit wie folgt zu charakterisieren: Erstens durch eine *Selbsteinschätzung*, die einer realistischen Selbstwahrnehmung entspricht, welche nicht allzusehr durch Wunschdenken oder Angst entsteht ist. Sie wird durch eine Distanz zu sich selber und durch Akzeptierung des eigenen Schattens gekennzeichnet und kommt als gesundes Selbstwertgefühl zum Ausdruck.

Zweitens durch eine adäquate *Selbstverwirklichung*, die nicht nur durch „Mangelmotivation“, sondern auch durch „Entwicklungsmotivation“ bestimmt wird. Wo diese nur in geringem Ausmaß existiert, fehlt die Sehnsucht nach Freiheit und einem entfalteren Leben. Solche Menschen klammern sich verzweifelt an ihr Gefängnis (ähnlich den halbdomestizierten Tieren, die sich weigern, ihre Käfige zu verlassen). Die

Tendenz zur Selbstverwirklichung ist Ausdruck dessen, was Freud den Lebenstrieb genannt hat, der zu neuen Synthesen und zur Fortentwicklung und kreativen Unzufriedenheit mit dem status quo führt.

Drittens durch die *Integration der psychischen Energien*, die in einer spannungsreichen Balance zwischen Triebkräften, Ich-Organisation, Über-Ich, Ich-Ideal und Umwelthanforderungen zum Ausdruck kommt. Wesentliche Bedürfnisse bleiben dem Ich zugänglich und werden nicht verdrängt, was zu Flexibilität anstatt zu Erstarrung und Abwehr führt.

Viertens durch Autonomie gegenüber sozialer Beeinflussung und Manipulation. Eine autonome Persönlichkeit ist fähig zu Selbstbestimmung und ist weniger der Fremdbestimmung ausgeliefert. Sie kann sich vorgeschriebenen Verhaltensmustern sowohl einfügen als auch nonkonformes Verhalten durchsetzen und durchstehen.

Ein weiteres Charakteristikum psychischer Gesundheit betrifft die korrekte *Wirklichkeitsauffassung* trotz einer faktisch immer gegebenen tendenziösen Wahrnehmung. Eine solche Wirklichkeitsauffassung ist weder durch übermäßiges Wunschdenken, noch durch Angst stark deformiert.

Als letztes Charakteristikum bezeichnet Jahoda die globale Fähigkeit, das *Dasein zu meistern*. Dies impliziert die Fähigkeit zu lieben und zu arbeiten, angemessene und befriedigende menschliche Beziehung zu gestalten und ein insgesamt aktives Problemlösungsverhalten.

Von diesem idealtypischen Konzept ausgehend kann man etwa fragen, welche dominanten Einflüsse die kirchlich-religiöse Sozialisation auf ihre Mitglieder ausübt: inwiefern sie ein gutes Selbstwertgefühl fördert, ob sie der umfassenden und „progressiven“ (= weiterführenden) Persönlichkeitsentwicklung dient, die Integration aller psychischen Energien, die Entwicklung von Autonomie, ein realistisches und aktives Auffassen von der psychischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit und ein aktives Herangehen und Bewältigen des Daseins fördert oder repressiv, hemmend, überfordernd, infantilisierend und entmündigend wirkt. Daraus ergeben sich Einsich-

<sup>10</sup> E. H. Erikson, *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt 1966.

<sup>11</sup> M. Jahoda, *Current concepts of positive mental health*, New York 1958.

ten in grundlegende Zusammenhänge, die ein hohes Maß an Verantwortung kirchlicher Institutionen für die psychische Gesundheit ihrer Mitglieder implizieren.

### 3. Zum Forschungsstand der Hochschulpsychiatrie

Die Hochschulpsychiatrie befaßt sich mit Ausmaß und Ursachen psychischer Störungen von Studenten und ist vor allem im angloamerikanischen Raum hoch entwickelt, während im deutschen Sprachraum erst in den Siebzigerjahren dem studentischen Leiden mehr Aufmerksamkeit zuteil wurde<sup>12</sup>. In mehrfacher Hinsicht sind die Hochschulen auch Orte gestörter Kommunikation („neurotogenes Hochschulklima“). Nicht nur hohe Studienabbruchsquoten, häufiger Fachwechsel, wachsende Arbeits- und Kontaktstörungen, sondern auch zunehmende psychische Erkrankungen stehen damit in Zusammenhang<sup>13</sup>.

Dies zeigen zwei exemplarische Untersuchungen, die mit den gleichen Tests durchgeführt wurden, wie die vorliegende Studie. Wöllers Untersuchung an 821 Göttinger Studenten mit dem Freiburger Persönlichkeitsinventar (FPI) ergab, daß Geisteswissenschaftler signifikant mehr psychische Probleme haben als der Bevölkerungsdurchschnitt und auch mehr als Naturwissenschaftler. Er faßt diese Probleme zusammen unter Neurotizismus, einer Kombination aus folgenden Persönlichkeitsaspekten: erhöhte Irritierbarkeit, schlechtes Durchsetzungsvermögen, emotionale Labilität, depressive Verstimmung, Nervosität und Gehemmtheit<sup>14</sup>. Diese Problematik kommt auch in großen Kontakt- und Arbeitsstörungen zum Ausdruck. So erbrachte der Vergleich mit dem Kölner Beratungsklientel, daß mehr als die Hälfte der Göttinger Studenten über ähnliche Arbeitsstörungen klagt, wie Studenten, die die Kölner Beratungsstelle aufgesucht haben. Die-

se Ergebnisse decken sich weithin mit einer Erhebung unter 162 Gießener und Frankfurter Studenten, die von Beckmann und Richter auf der Basis des Gießen-Tests durchgeführt wurde<sup>15</sup>. Im Unterschied zum Bevölkerungsdurchschnitt fühlen sich die Studenten signifikant häufiger bedrückt, machen sich vermehrt Selbstvorwürfe und Gedanken über innere Probleme und fühlen sich in höherem Maße abhängig, worin eine depressive Grundstimmung zum Ausdruck kommt. Weitere auffällige Abweichungen liegen darin, daß sie sich anderen Menschen fern fühlen, ihre Interessen im Lebenskampf schlecht durchsetzen können und große Kooperationsprobleme haben. Nach Forschungsberichten aus dem angloamerikanischen Raum<sup>16</sup> zeigen testpsychologische Untersuchungen an Theologiestudenten verschiedener christlicher Konfessionen, global formuliert und zusammengefaßt, folgende Tendenzen bzw. Problembe- reiche: Eine vergleichsweise meist strengere familiäre Erziehungsatmosphäre führt vielfach zu einem strengen Über-Ich. Die realistische Selbstwahrnehmung, vor allem der „Schattenseiten“, ist oft mangelhaft ausgeprägt. Vielfach sind geringes Durchsetzungsvermögen, aber auch starke Introversion und Verslossenheit nachweisbar. Ein verhältnismäßig hohes Maß an Idealisierung dominiert im Selbst- und Kirchenbild anstatt einer realistischen Wahrnehmung. Mangelnde Ich-Stärke und Selbständigkeit werden durch Über-Identifikation mit Vater- und Mutterinstanzen kompensiert, Aggressivität wird auch gegen sich selber gerichtet oder indirekt ausgelebt bzw. rationalisiert. Eigene Hilfsbedürftigkeit und emotionale Ergänzungsbedürftigkeit werden oft durch Helfer-Ideologien überkompensiert. Angst und vermehrte Schuldgefühle führen vielfach zu depressiver Gestimmtheit und rigider Überkontrolle, Isolation und Einsamkeit. Die Berührungsangst vor dem konkreten Leben wird manchmal durch die Flucht in eine überwertige Berufsrolle „bewältigt“,

<sup>12</sup> E. Sperling — J. Jahnke (Hrsg.), Zwischen Apathie und Protest, 2 Bände, Bern 1974.

<sup>13</sup> Bezüglich der Theologiestudenten fällt auf, daß im deutschen Sprachraum meines Wissens keine größere Untersuchung veröffentlicht wurde, während es viele angloamerikanische Studien über deren psychische Gesundheit gibt.

<sup>14</sup> F. Wöllers, Psychische Störungen bei Studenten und ihre sozialen Ursachen, Weinheim 1978.

<sup>15</sup> D. Beckmann — H. E. Richter, Gießen-Test (GT). Ein Test für Individual- und Gruppendiagnostik, Handbuch, Bern 1975.

<sup>16</sup> H. N. Malony (Ed.), Current Perspectives in the Psychology of Religion, Michigan 1977.

emotionales Zukurzgekommensein führt vermehrt zu neurotischer und weniger zu kreativer Verarbeitung der zugrundeliegenden Konflikte. — Abgesehen davon, daß obige Tendenzen auch bei anderen „sozialen“ Berufen nachweisbar sind<sup>17</sup> ist zu beachten, daß es sich dabei um Tendenzen handelt, die unterschiedlich stark ausgeprägt sind und mit verschiedenen Tests erhoben wurden. Als Vergleichsgruppen dienen meist die Gesamtbevölkerung oder andere studentische Gruppen und als Vergleichsmaß der statistische Durchschnitt.

In diesem Zusammenhang ist kurz auch auf Überlegungen und Ergebnisse der Religionspathologie hinzuweisen. So spricht Görres im Zusammenhang mit „katholizistischen“ Fehlentwicklungen von einem „spiritus apologeticus“, der auch bei Theologen die Selbstwahrnehmung, die Wahrnehmung der kirchlichen und gesellschaftlichen Realität z. T. bedenklich einengen und verzerren kann<sup>18</sup>. Und ebenso wie Görres sieht Scharfenberg ein zentrales Problem kirchlicher Sozialisation, der Theologen in besonders hohem Maß ausgesetzt sind, im Klerikalismus: „Wer nämlich dazu gezwungen wird, im Alltagsleben mündig, autonom, bewußt zu handeln, andererseits aber dazu veranlaßt wird, seinen zentralen Wert, nämlich seine Religion, wie ein Kind allein auf Autorität zu gründen, der neigt offenbar dazu, den so entstehenden Konflikt in einer neurotischen Erkrankung auszuagieren und abzureagieren. Hier liegt auch das relative Recht der Redeweise von den ekklesiogenen Neurosen, den durch kirchlichen Einfluß und klerikale Herrschaftsansprüche hervorgerufenen seelischen Konflikten und Krankheiten<sup>19</sup>.

#### 4. Psychosoziale Problembereiche österreichischer Theologiestudenten

Vor der Darstellung und Interpretation der wichtigsten testpsychologischen Ergebnisse

<sup>17</sup> W. Schmidbauer, Die hilflosen Helfer. Über die seelische Problematik der helfenden Berufe, Reinbek 1978.

<sup>18</sup> A. Görres, Pathologie des katholischen Christentums, Handbuch der Pastoraltheologie, Bd. II/1, Freiburg 1966, 277—343.

<sup>19</sup> J. Scharfenberg, Religiöse Bedürfnisse in der Sicht des Psychoanalytikers, in: Wege zum Menschen 25 (1973), 177—180.

scheint es mir notwendig, die Meßinstrumente kurz zu charakterisieren, damit die Ergebnisse adäquat eingeschätzt werden können.

Das *Freiburger Persönlichkeitsinventar (FPI)*, konstruiert nach der klassischen Persönlichkeitstheorie, erfaßt vor allem Bereiche der emotionalen Labilität, der Extraversion und der Aggressivität. Der Test besteht aus 212 Items bzw. Fragen. Das sind Feststellungen in Ich-Form mit dichotomer Reaktionsmöglichkeit (zum Beispiel: Ich neige zu großer Gewissenhaftigkeit — stimmt — stimmt nicht). Die Fragen beziehen sich auf Befinden und Verhalten, Einstellungen, Gewohnheiten und körperliche Beschwerden. Die Gesamtinformation wird durch 12 Skalen erfaßt<sup>20</sup>.

Der *Gießen-Test (GT)* wurde unter psychoanalytischer und sozialpsychologischer Perspektive konstruiert. Er umfaßt 40 Fragen, die eine Selbsteinschätzung auf jeweils 7stufigen Skalen ermöglicht (z. B. Ich bin eher, sehr ... gar nicht ängstlich). Die Gesamtinformation der 40 Fragen wird durch 6 Skalen erfaßt. Einige Items fragen direkt nach komplexen gefühlsmäßigen Grundbefindlichkeiten wie Ängstlichkeit und Depressivität. Andere betreffen grundlegende Ich-Qualitäten, wie Introspektion, Phantasie, Durchhaltevermögen, Selbstkritik und Durchlässigkeit. Die Mehrzahl der Items fordert eine Aussage des Befragten über seine sozialen Beziehungen (Nähe, Abhängigkeit, Vertrauen etc.), seine sozialen Reaktionen und Rückmeldungen<sup>21</sup>.

#### 4.1 Die psychische Struktur der Theologen nach dem FPI

Im Vergleich zum Bevölkerungsdurchschnitt weichen die Theologiestudenten auf 4 Skalen signifikant ab. Es ist ein geringes Ausmaß an *spontaner Aggressivität* festzustellen, d. h. direkte Aggressionsäußerungen in Wort, Phantasie oder Tat sind selten bzw. können nicht ehrlich und offen geäußert bzw. zugegeben werden. Das kann sowohl auf mangelnde Selbstkritik wie

<sup>20</sup> J. Fahrenberg — H. Selg — R. Hampel, Das Freiburger Persönlichkeitsinventar (FPI), Handanweisung, Göttingen 1978.

<sup>21</sup> D. Beckmann — H. E. Richter, a. a. O. (Anm. 15).

auch auf starke Aggressionshemmung hinweisen.

Extrem niedrig sind die Werte für *reaktive Aggression* bzw. Dominanzstreben. Das heißt, daß sich die Befragten äußerst nachgiebig, tolerant und vertrauensvoll darstellen, einen aggressiv-forschen Umgangsstil stark ablehnen sowie auffällig wenig ihre eigenen Interessen durchsetzen.

Weiters fällt ein hoher Wert für *Irritierbarkeit*, d. h. mangelnde Gelassenheit auf. Demnach sind die Befragten leicht entmutigt und enttäuscht, überbesorgt und zögernd, wenn es um Entscheidungen geht, u. U. auch verzagt und pessimistisch. — Dem eher widersprechend sind die Werte für *Geselligkeit* signifikant erhöht. Die Studenten schreiben sich ein hohes Maß an Kontaktbedürfnis zu, schildern sich als umgänglich und unternehmungslustig bzw. sehr mitteilbar.

Auf 4 weiteren Skalen weichen die Werte fast signifikant von der Norm ab, was auf bestimmte Tendenzen hinweisen könnte. Wenn sich etwa die Befragten ein eher geringes Maß an Nervosität zuschreiben, könnte dies sowohl auf geringe psychosomatische Reaktionsbereitschaft wie auch auf geringe Erlebnisaktualität bzw. verdrängte oder verleugnete körperliche Reaktionen hinweisen. Die leicht erhöhten Werte für emotionale Labilität weisen auf labile und reizbare Gefühlslage, auf starke Kränkbarkeit, Kontaktstörungen und Konzentrationsstörungen hin. Die tendenziell niedrigen Werte für Durchsetzungsvermögen zeigen, daß die Studenten sich eher als schüchtern beschreiben, an geringem Selbstwertgefühl leiden, an mangelnder Aktivität und Zuversicht und an psychosomatischen Allgemeinstörungen, wie körperlicher Unruhe und Erschöpfbarkeit.

Die Beachtung der Kontrollskala kann ein wenig Licht in die bisher vorliegende z. T. etwas widersprüchliche Selbstdarstellung bringen. Denn die Werte für Offenheit und Selbstkritik (Kontrollskala) sind fast signifikant erniedrigt. Erfahrungen mit dem Test zeigen, daß bei niedrigen Werten in dieser Skala besonders die Werte für spontane Aggression, Depression und Erregbarkeit erniedrigt sind. Dies trifft

tendenziell auch hier zu. Und niedrige Werte für Offenheit weisen auf Beschönigung in der Selbstdarstellung, auf Verleugnung kleiner Fehler und Schwächen, evtl. auf Verslossenheit oder Selbstgefälligkeit hin.

Zusammengefaßt sind die Theologen in ihrer Selbstbeschreibung im FPI vor allem besonders nachgiebig. Sie zeigen wenig spontane Aggressionsäußerungen, sind dementsprechend auch stark irritierbar, schildern sich aber auch als sehr gesellig. Die geringen Werte für Offenheit bzw. Selbstkritik lassen vermuten, daß Tendenzen zu erhöhter Depressivität, Erregbarkeit, spontaner Aggressivität und Gememtheit eher bewußt oder unbewußt beschönigt wurden. Diesbezüglich konnten die Ergebnisse mit dem Gießen-Test einige Widersprüche aufklären helfen.

#### 4.2 Die psychische Dynamik der Theologen nach dem Gießen-Test

Mittels des GT wurde sowohl das Real- wie auch das Wunschbild der eigenen Persönlichkeit erhoben.

Das Realbild ergibt signifikante Abweichungen von der Norm auf 5 von 6 Skalen. Demnach sind die Theologiestudenten durch stark dominantes Verhalten, mangelnde Selbstkontrolle, erhöhte depressive Grundstimmung, aber auch durch erhöhte Durchlässigkeit zu charakterisieren. Genauer betrachtet weisen diese Ergebnisse auf folgende psychische Dynamik bzw. Problematik hin.

Zunächst fällt ein stark erhöhtes *Dominanzstreben* auf (Skala 2), das typisch ist für Personen mit psychogenen Störungen, und auf analadistische und autoritäre Züge hinweist. Demnach werden innere Konflikte eher in impulsiver Weise an dominierten Partnern abreagiert. Diese Tendenz drückt sich durch eigensinniges Verhalten aus, das zu Kooperationsproblemen führt. Wenn im FPI genau das gegenteilige Verhalten, nämlich extreme Nachgiebigkeit zum Ausdruck kam, muß erstens darauf hingewiesen werden, daß gleiche Skalenbezeichnungen bei verschiedenen Tests z. T. Ungleiches bedeuten (z. B. Dominanzstreben) und daß zweitens im FPI

aufgrund mangelnder Offenheit und Selbstkritik einige Widersprüche im Testergebnis deutlich wurden. Und drittens ist darauf hinzuweisen, daß die Spannung zwischen Aggressivität, Impulsivität, Eigensinn und Herrschaftsansprüchen einerseits und Aggressionsverdrängung, Geduld, Anpassungs- und Unterwerfungswilligkeit auch in der hohen Irritierbarkeit und Unausgeglichenheit zum Ausdruck kommen. Die Stärke und Ambivalenz der vorhandenen konflikthaften Tendenzen kommt auch in der Stärke der Abwehrform zum Ausdruck.

Weiters zeigt sich bei den Befragten stark *unkontrolliertes Verhalten*. Der erreichte Durchschnittswert auf Skala 3 deckt sich fast mit dem Ergebnis von Studenten, welche die Beratungsstelle der Gießener Universitätsklinik aufgesucht haben.

Diese mangelnde Kontrolle bedeutet, daß die Studenten im Durchschnitt eher bequem, unstetig, und wenig ordentlich bzw. gründlich sind — insgesamt das Gegenteil von zwanghaftem Verhalten. Auf dieser Skala bildet sich ein zentraler Interaktionsstil intrapsychischer Art ab, nämlich die Beziehung des Ich zum Über-Ich. Diesem Detailergebnis entsprechend könnten die Befragten eher als triebhaft charakterisiert werden mit verminderter Ich-Stärke und Selbstkontrolle.

Signifikant erhöht sind weiters die Werte für *Depressivität* (Skala 4). Hier zeigt sich deutlich der Zusammenhang zwischen Stimmungslage und der Art, mit Aggression umzugehen. Depressivität steht immer in Zusammenhang mit unterdrückten, verdrängten bzw. indirekt geäußerten Aggressionen. Ausgeprägte Ängstlichkeit und Abhängigkeit sowie gegen sich selbst gerichtete Aggressivität und starke Selbstunsicherheit charakterisieren die depressive Stimmungslage. Diese Disposition begünstigt zur Kompensation eine hilfeschuchende Abhängigkeitshaltung bzw. Überidentifikation mit sicherheitgebenden Institutionen. Es ist plausibel, daß im Real- und Wunschbildvergleich die höchste Diskrepanz zwischen den Testwerten gerade auf dieser Skala vorliegt.

Die Werte der Skala 5 ergeben erhöhte

*Durchlässigkeit im Verhalten*, d. h. die Studenten schildern sich als überdurchschnittlich aufgeschlossen und vertrauensvoll, fühlen sich anderen Menschen sehr nahe, können viel von sich preisgeben und ihr Liebesbedürfnis offen ausdrücken. Das Gegenteil wäre retentives, also zurückhaltendes und verschlossenes Verhalten. Mit dieser Skala werden vor allem zentrale Aspekte der psychosozialen Beziehungsgestaltung erfaßt, die in der oralen und frühen analen Phase (erste drei Lebensjahre) grundgelegt sind, nämlich Urvertrauen und Autonomie gegenüber Urmißtrauen, Scham und Selbstzweifel. Ein gesundes Urvertrauen ist die Basis für Offenheit und Durchlässigkeit nach innen und außen. Im allgemeinen sind bei stärker neurotisierten Menschen die Werte in Richtung Zurückhaltung verschoben. Die Testergebnisse der Befragten sind aber weithin mit signifikant erhöhter Durchlässigkeit unvereinbar. Dieser Widerspruch in der Realbild-Darstellung kann aber durch den Real-Wunschbild-Vergleich einigermaßen aufgeklärt werden. Denn die zweitgrößte Diskrepanz zwischen dem Real- und Wunschbild der Befragten betrifft die Verhaltensdimension Durchlässigkeit — Retentivität. Obwohl sich die Studenten im Realbild als sehr durchlässig darstellen, kommt im Wunschbild zum Ausdruck, daß sie noch viel stärker durchlässig zu sein wünschen. Es kann deshalb vermutet werden, daß die Realbilddarstellung stark idealisiert wurde, und daß die Studenten viel weniger durchlässig sind, als sie sich im Realbild darstellen. Auch Skala 6 bringt im Realbild vorerst ein überraschendes Ergebnis. Demnach schreiben sich die Studenten sehr große *soziale Potenz* zu. Damit werden folgende Verhaltensweisen zusammengefaßt: gesellig, unbefangen im heterosexuellen Kontakt, hingabefähig, bindings- und konkurrenzfähig sowie phantasievoll zu sein. Diese Verhaltens- und Erlebensweisen beziehen sich vorrangig auf die ödipale Stufe der Persönlichkeitsentwicklung. Nach den Testergebnissen legt sich die Vermutung nahe, daß hier das Wunschdenken zu sehr durchgeschlagen hat. Und auch diesbezüglich konnte die hohe Diskrepanz zwischen

dem Real- und Wunschbild Idealisierungstendenzen in der Realbilddarstellung aufdecken.

Auf den oben angeführten 5 Skalen weichen die Befragten also signifikant von der Norm ab. Skala 1 ergibt eine fast signifikante Abweichung in Richtung Negative soziale Resonanz. Diese Skala erfaßt die Einschätzung der eigenen Wirkung auf die Umgebung. Demnach besteht eine gewisse Tendenz bei den Theologiestudenten, sich eher als unbeliebt, wenig geachtet, unattraktiv und mangelhaft durchsetzungsfähig einzuschätzen. Die vergleichsweise auch hohe Diskrepanz zwischen dem Real- und Wunschbild weist wohl darauf hin, daß die Studenten eher unter mangelnder sozialer Anerkennung leiden, wenngleich viel weniger stark als unter depressiver Gestimmtheit und Verslossenheit.

#### Real- und Wunschbild nach der Item-Analyse

Im Vergleich zu den oben dargestellten Ergebnissen der GT-Skalenanalyse ist die Itemanalyse — die detaillierte Berücksichtigung der Reaktionen auf die einzelnen Fragen — noch genauer. Im Realbild weichen die Theologen in 24 von den insgesamt 40 Items signifikant in positiver wie negativer Richtung von der Norm ab. Im Vergleich zwischen dem Real- und Wunschbild auf itemanalytischer Ebene finden die bisherigen Tendenzen eine detaillierte Bestätigung.

Die 5 Items, bei welchen die Diskrepanz zwischen dem Real- und Wunschbild am größten ist, die somit den stärksten Leidensdruck betreffen, lauten, als Wünsche formuliert: Die Theologiestudenten wünschen sich vorrangig, viel seltener bedrückt zu sein (weil sie sich in so hohem Maß bedrückt fühlen), sich anderen Menschen näher fühlen zu können, sich weniger Selbstvorwürfe machen zu müssen, mehr von ihrem Liebesbedürfnis zeigen und leichter „aus sich herausgehen“ zu können.

In diesen Statements kommen massive Verslossenheit, eine übertriebene Beschäftigung mit sich selber, Bedrücktheit und Isolation zum Ausdruck, und es verwundert nicht, daß dies zu mangelnder Konzentra-

tions-, Arbeits- und Durchsetzungsfähigkeit führt. Ein hohes Maß an Aggressionshemmung, das das ad-gredi, das In-Angriff-Nehmen der Aufgaben des Lebens, die lustvolle Durchdringung der Welt hemmt und erschwert, ist wohl das grundlegende Problem der Befragten.

#### 5. Konsequenzen

Diese Ergebnisse sind insgesamt nicht überraschend, lösen aber doch eine starke Betroffenheit aus, die zur Veränderung in vielfacher Hinsicht animiert. Ich denke dabei auch an eine bessere spirituelle Begleitung<sup>22</sup>, an hochschuldidaktische Reformen und an ein zu schaffendes Klima der Offenheit und Ehrlichkeit, das viel unnötiges Elend verhindern könnte. Die Einflußfaktoren, welche neurotisches Elend bewirken, finden sich in allen gesellschaftlichen Institutionen — die Kirche ist eine unter ihnen, die sich stärker für nichtentfremdende Mensch-Werdung engagieren sollte, als es bisher der Fall ist.

So sollten alle kirchlichen Sozialisationsinstanzen energisch bemüht sein, Bedingungen herzustellen, die psychische Gesundheit und soziale Sensibilität fördern. Sie sollten die Voraussetzungen schaffen bzw. fördern helfen, die zu einem guten Selbstwertgefühl und zu ganzheitlicher und dynamischer Persönlichkeitsentfaltung führen. Durch Förderung der Auseinandersetzungen mit allen psychischen Energien sollte die Entwicklung zu Mündigkeit und Autonomie vorangetrieben werden.

Anzustreben ist eine durch Berührungängste möglichst wenig eingeengte Sicht der persönlichen und sozialen Wirklichkeit. Kirchliche Institutionen sollten ihre Mitglieder zur aktiven Bewältigung des Daseins ermutigen und soweit möglich auch dazu befähigen.

In thesenhafter Form möchte ich abschließend drei Konsequenzen aus den Einsichten ziehen, die sich u. a. aus dem Zusammenhang der psychischen Problembereiche

<sup>22</sup> N. Kunze, Spiritualität und Identifikation. Der anthropologische Ansatz zu einer persönlichen Religiosität von Theologie Studierenden und anderen jungen Menschen, in: *Diakonia* 10 (1979) 315—322.

mit den kirchlichen Sozialisationsbedingungen ergeben.

### 5.1 Verstärktes Engagement für eine „aufgeschlossene“ Kirche

Dieses ist in vielfacher Hinsicht nötig. Wie nicht nur das Studium pastoraltheologischer Literatur, sondern auch weithin die subjektive Einschätzung der befragten Theologen ergeben, ist die Kirche, nicht nur die Kirchenleitung, an ihrer heutigen weltweiten Krise vielfach selber schuld. Daraus folgt als zentrale Aufgabe eine Reform der kirchlichen Organisation, des kirchlichen Lebens, soll dieses für die Menschen von heute echtes und herausforderndes Zeichen des Heiles sein bzw. verstärkt werden.

### 5.2 Förderung einer ganzheitlichen Theologie der Erfahrung

Diesbezüglich ist die Integration des objektiven — vorgegebene Sprache, Lehre, Symbole und Rituale — mit dem subjektiven Faktor — persönliche Erfahrungen und Bedürftigkeit, konkrete psychische und soziale Problemlagen — eine zentrale Aufgabe der theologischen Ausbildung und der christlichen Spiritualität überhaupt. Die Angst der Kirche vor der modernen Zeit kommt etwa auch in der Angst der Theologie vor den modernen Humanwissenschaften zum Ausdruck<sup>23</sup>. Die Studenten wünschen berechtigt eine verstärkte zeitgemäße, interdisziplinäre Auseinandersetzung und die Überwindung der Berührungsangst vor dem wirklichen Leben mit seinen Konflikten und Aufgaben. Die theologischen Fakultäten sollten ja nicht kleine kopflastige Gelehrte oder Funktionäre abstrakter Wahrheiten ausbilden, sondern zu persönlicher, sozialer und pastoraler Kompetenz beitragen.

### 5.3 Überwindung von Berührungsängsten und eines „spiritus apologeticus“

Dies ist sowohl die wichtigste wie auch die schwierigste Aufgabe, daß wir besser ler-

<sup>23</sup> A. Kirchmayr — E. Ringel, Plädoyer für eine kreative und kritische Begegnung und Kooperation von Theologie und Tiefenpsychologie, in: H. Erharter, A. Kirchmayr, J. Lang, J. Müller (Hrsg.), Prophetische Diakonie, Wien 1977, 317—333.

nen, mit unseren Ängsten umzugehen. Denn Angst führt — etwa beim Neurotiker — zu Sicherungsstrategien, zu Abwehr, Verdrängung, und Erstarrung, u. U. zu Apathie, also Teilnahmslosigkeit allem Lebendigen gegenüber. Und auf institutioneller Ebene verhält es sich analog. Angst bewirkt Abwehr, Absicherung, Verteidigungshaltung und führt zu vielfacher Ex-kommunikation, weil sie notwendige Konflikte und sicher auch leidvolle Veränderungsprozesse abblockt.

Eine grundlegende Aufgabe etwa der theologischen Ausbildung bestünde darin, jede derartige Abwehrhaltung zu überwinden und offene, ehrliche Auseinandersetzung in einem Klima der Sympathie zu fördern. Nicht zufällig ist das subjektive Leiden der Theologen an Verslossenheit und Depressivität so groß, nicht zufällig kritisieren sie neben mangelndem Praxisbezug vor allem „zu wenig Raum für offene Auseinandersetzung im Studium“. Genau dieser fehlende Raum für kreative Auseinandersetzung führt zur Verdrängung von Wirklichkeit, zu Reaktionsbildungen und neurotischer Erstarrung bzw. neurotischem Elend<sup>24</sup> und ist eine wesentliche Ursache für die Krise der Kirche.

Für diese notwendigen inneren und äußeren Veränderungen bzw. Reformen sind Gelassenheit, Mut und Weisheit notwendig, die man nicht fordern, wohl aber fördern kann — wie ein Gebet des schwäbischen Theologen Öttinger zum Ausdruck bringt: „Gott, gib mir die Gelassenheit, die Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, die Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden“.

<sup>24</sup> E. Ringel — A. Kirchmayr, Thesen zum Gespräch Psychiatrie — Pastoraltheologie und ihre Konsequenzen für die Ausbildung und Pastoral, in: Diakonia 7 (1976) 222—233.